

Ein Morgens hatte man mich umgesetzt, vom Gelben Speisesaal in den Blauen. Das war ein wenig beunruhigend, denn im Blauen Speisesaal, wie übrigens auch im Grünen, aber eben nicht im Gelben, speisten die Patienten, und ich war doch nur Gast bei denen hier oben. Hinzu kam das Vorhandensein einer Glastür in meinem Rücken. Es war gewissermaßen nur noch eine Frage der Zeit, wann sie scheppernd ins Schloss fallen würde - und dann geht Clawdia Chauchat, die Hand im Haar, zu ihrem Russentisch. Es hätte einen auch nicht gewundert, wenn Dr. Krokowski durch die Gänge geschlichen wäre, auf seinen wollenen Socken. Aber wen so etwas nicht mehr wundert, der darf sich am Ende auch nicht beschweren, wenn er feuchte Stellen diagnostiziert bekommt oder sogar Hirntuberkulose, sagte ich mir. Denn das brachte ja alles nichts, das war ja noch nicht einmal originell: Der „Zauberberg“ ist nun einmal geschrieben, hatte der Schriftsteller Hans Erich Nossack schon in den fünfziger Jahren ganz bekümmert auf seinen Postkarten notiert, sonst würde man hier auf die Idee dazu kommen.

Dazu muss man sagen, dass die Ideen, auf die der Herr Nossack stattdessen kam, auch nicht dumm waren, und von der schönen Liebesgeschichte zu einer gewissen Patientin M. H. verraten sowohl seine Tagebücher als auch ihre bis heute im Keller verwahrten Krankenakten Anrührendstes. Und „hier“: das ist das Sanatorium Dr. Barner in Braunlage im Harz, welches an der Dr.-Barner-Straße liegt, und der Mann, der es leitet, heißt natürlich ebenfalls Barner. Johann Barner ist jedoch anders als seine Vorfahren nicht Arzt, sondern Kunsthistoriker. Aber auch das hat seine Folgerichtigkeit, wie noch zu sehen sein wird. Denn das Sanatorium ist nicht nur ein Krankenhaus, es ist auch das größte deutsche Jugendstilensemble, das noch bis hinunter zu den Türkincken und zum Besteck genauso eingerichtet ist und benutzt wird wie im Jahr seiner Errichtung.

Und so war Johann Barner gleich doppelt qualifiziert für die einführenden Worte an jenem Vormittag, als Denkmalpfleger aus Bonn und Braunschweig, Leute von der Wirtschaftsförderung aus Goslar sowie eine Architektin aus Berlin angereist waren, um einen Plan in die Wege zu leiten, der eine bundesweite Signalwirkung haben könnte. Jedenfalls wäre ihm das zu wünschen.

Die Geschichte fängt schon damit an, dass dieses Treffen im ehemaligen Herrenzimmer stattfand, im ältesten Teil der Anlage, in der sogenannten Villa „Sonnenblick“, die Dr. Friedrich Barner, der Patriarch, im Jahr 1900 gekauft hatte, gemeinsam mit einer benachbarten „Villa am Walde“, die man sich vorstellen muss, als hätte Edward Hopper sie in den Harz gemalt. Barner hatte gerade einen Kuraufenthalt drüben in Schierke hinter sich, das sie das St. Moritz des Harzes nannten, und da er nicht nur Arzt war, sondern auch Gastwirtssohn, muss ihm das Potential der Sache sofort in die Augen gestochen sein: Es war die Zeit, in der man sich gesellschaftlich nachgerade unmöglich machte, wenn man nicht gelegentlich in einem Sanatorium weilte. Barner gründete in Braunlage sein eigenes „Rekonvaleszentenheim für die besseren Stände“, es ging weniger um Intensivmedizin als um Ruhe und Harzluft für „die Müden, die Abgespannten und die seelisch aus der Bahn Geworfenen“ aus den großen hektischen Städten. Heute würde man von Stress sprechen, oder von „Burnout“. Einer der Ersten, die mit diesen Symptomen hierherkamen, war der Möbelschleifer und Architekt Albin Müller, der später zum Leiter der Künstlerkolonie Mathildenhöhe in Darmstadt werden sollte. (Er kam 1903, in demselben Jahr, in dem im Übrigen auch Ernst Haeckel eincheckte,



Sanatorium Dr. Barner in Braunlage, Harz

Foto: Christian Konrad

Der letzte Zauberberg

Im Harz gibt es ein Sanatorium, wie es bei Thomas Mann im Buche steht. Das Architekturbüro von David Chipperfield plant hier nun Sensationelles. Die Zukunft liegt im Kurwesen! Vielleicht sogar die unserer Städte und Landschaften.



Der Blaue Speisesaal

te, dies allerdings unter dem Pseudonym „Dr. Huschke“, weil er nämlich mit der Patientin Frida von Uslar-Gleichen ein paar Kunstformen des Natürlichen durchzuprobieren gedachte, die uns hier jetzt aber bitte nichts anzugehen haben.)

Dem jungen Albin Müller jedenfalls gefiel das Herrenzimmer in seinem gründerzeitlichen Lederpomp schon mal überhaupt nicht. Er sagte dies Barner auch und bekam den Auftrag, eine asketische Lufthütte in den Park zu zimmern, eine Einsiedelei auf Stelzen. Die Jahrhundertwende war auch die Zeit der Lebensreform; überall stolzierten die Propheten, Seher und Nackerten durch die Wälder und tätigten Lichtgebete. Es war unternehmerisch umsichtig, sich auf diesen Trend einzustellen.

Aber als Albin Müller, wie er sich nun in expressionistischer Geste nannte, 1913 die Aufgabe hatte, das Sanatorium zu erweitern, ging es schon wieder um alles andere als Entsayung: Zwischen die beiden Villen kam ein Prachtbau, ein verwegener Homunkulus zwischen Schlossarchitektur und Heimatschutzstil, ein Grandhotel für den Harz. Drinnen war endgültig alles auf den Stil und die Bedürfnisse des städtischen Großbürgertums ausgerichtet: Marmor aus Carrara, Wandpaneele aus russischer Birke, Tapeten aus Linkrasta, einer Art Linoleum mit Prägemuster, damals das Modernste, was es gab. Man sitzt hier auf originalen Stühlen und Polstern von Peter Behrens. Und Zimmer wie der Blaue Speisesaal feiern mit ihren dunkel leuchtenden Tapeten noch heute

das Zwielicht und die Dämmerungsstimmungen, welche die Epoche auch an den Schlachtenscheidern eines Walter Leistikow so liebt.

Es war dieser durchaus deutsch-rümelige Gesamtkunstwerksjugendstil, unter dessen Dach die jüdische Großmutter von Johann Barner die Nazizeit überlebte, und es waren seine Großeltern und Eltern, unter denen das Haus die Verwüstungen der Wirtschaftswunderzeit überstand. In den Siebzigern wurde einmal massiv in Toiletten auf den Patientenzimmern investiert. Ein Schwimmbad wurde angebaut. Ansonsten wurde lediglich repariert, was kaputtging. Und dieser Zurückhaltung verdankt das Sanatorium jetzt seine Blüte.

Warum sollte einer denn in eine Klinik gehen, die genauso aussieht wie das Bürogebäude oder die Gesamtschule, wo seine Nerven so zerrütet wurden? Bei Dr. Barner ist man in einer Welt, die älter und solider aufgestellt ist als man selbst. Hier ruft einen der Gong zum Essen, und die Frau, die ihn schlägt, ist die Witwe des Mannes, der früher die Wärmflaschen für die Liegekur reichte. Nachmittags gibt es Kaffee im Damenzimmer, abends geben durchreisende Virtuosen aus Berlin Konzerte im kreisrunden Musiksaal. Es ist eine Klinik für psychosomatische Medizin. Der Bau und das Ambiente stützen die Patienten - und umgekehrt.

Der Denkmalschutz hat diesen Zusammenhang seit längerem erkannt, es wird angestrebt, das Sanatorium als nationales Kulturdenkmal eintragen zu lassen, um regelmäßige Zuwendungen zu erhalten, denn der Krankenhausbetrieb allein erwirtschaftet nicht genug für die Erhaltung oder gar den Ausbau. An dieser Stelle kam nun die Architektin aus Berlin ins Spiel: Anke Fritsch arbeitet im Büro von David Chipperfield und ist dort unter anderem mit dem Wiederaufbau und der Restaurierung des Neuen Museums in Berlin beschäftigt. Mit genau der Rücksichtnahme gegenüber dem Bestand, für den das Büro auf der Museumsinsel steht, hat sie nun auch für

Braunlage einen Masterplan erstellt. Dessen spektakulärster Teil ist auf den ersten Blick der vorgeschlagene Neubau, mit dem die gegenwärtig etwas verwirrende Eingangssituation klarer definiert werden soll: Eine lichte hölzerne Pfeilerhalle, die eine Reminiszenz an Albin Müllers Liegehallen im Park sein soll. Aber es kann einem auch keiner nehmen, darin eine kleinere Variante von Chipperfields Empfangsgebäude auf der Museumsinsel zu erkennen, das ihm ausgerechnet die Freunde des ganz besonders historistischen Berlins womöglich noch zerreden werden.

Viel sensationeller ist nämlich das, was Anke Fritsch für den Umgang mit den Altbauten vorschlägt. Und zwar: möglichst wenig. Eine neue Heizungsanlage rein, aber die Isolierglasfenster wieder raus. Den Bestand pflegen. Ausbessern. Reparieren. Das aber kontinuierlich.

Wer weiß, wie Denkmäler und Altbauten in Deutschland aussehen, wenn sie einmal mit dem Sandstrahler durchsaniiert wurden, kann hier seinen Augen und Ohren kaum trauen. Es wäre eine echte Revolution, wenn sich diese Haltung durchsetzen könnte. Es wäre das Gegenteil von dem, was normalerweise passiert. Wenn jetzt im Zusammenhang mit dem geplanten Wiederaufbau des Berliner Schlosses wieder viel über die Gefahr geklagt wird, dass Alt und Neu bald nicht mehr unterscheidbar sein könnten, dann hat dieses Problem des Geschichtsverlustes auch eine Kehrseite: und zwar in den wirklich alten Häusern, die nach der Sanierung so neu und eben erst aus dem Baumarkt geschlüpft aussehen, dass man sie von den Rekonstruktionen, die man gewöhnlich als seelenlos bezeichnet, im Grunde ebenfalls kaum noch unterscheiden kann. Es ist ein deutsches Mentalitätsproblem, sollte die Architektin später sagen, als wir, diesmal im Gelben Speisesaal, beim Mittagessen saßen: diese Manie, alles säuberlich, gestutzt und neu haben zu wollen. Der literarische Exponent dieser fatalen Haltung wird auf ewig der Chef aus Anderschs „Mit dem

Chef nach Chenonceaux“ bleiben, der sich im Lack seines geweihten BMWs spiegelt, während er die französischen Loire-Schlösser „vergammelt“ findet. Nur in Deutschland konnte ein Begriff wie das „Totsaniieren“ aufkommen, und nicht der Begriff ist das Schlimme, sondern die Sache: Der halbe Prenzlauer Berg ist heute mit Farben zugeschmiert, als habe jemand leukämischen Kindern eine letzte Freude machen wollen. Man könnte es auch den Rolf-Eden-Effekt nennen: Wenn Siebzigerjährige so tun, als wären sie zwanzig, wirkt das peinlich; und das ist bei Häusern nicht anders.

Wäre das herrlich, wenn sich die Planer in ihrer traditionell medizinischen Metaphorik (Baukörper, Arterien, Einschnitte und so weiter) jetzt auch einmal den Begriff des Palliativen aneigneten. Dazu müssten aber auch die sinnlosen digitalen Planungs- und Förderkriterien vernenschlicht werden, wonach die Dinge entweder „zu machen“ oder „gemacht“ sein dürfen. Auch Häuser kommen auf die Welt und werden älter; wenn man sie gewissenhaft behandelt, werden sie sehr alt. Und das ist insgesamt dann auch nachhaltiger als jedes Plastefenster mit Isolierglas.

Wenn das die Lehre des Sanatoriums für den Rest des Lebens wäre, dann hat sie, in mir jedenfalls, richtig Hoffnung geweckt an jenem Mittag im Gelben Speisesaal. Sogar als Johann Barner vom Siechtum des Harzes erzählte, von den verfallenen drüben in Schierke, war mir ganz optimistisch zu Mute. Ich sah da in einen Speisesaal voller Großstadtmenschen, die munterer Laune ihren medizinischen Anwendungen und Spaziergängen entgegen sahen.

Vielleicht ist es ja das, was die Stadt und das Land künftig füreinander sein könnten, nach all den strukturellen und demoskopischen Brüchen, wenn es keine Landwirtschaft und keinen Wintersport mehr gibt, aber immer mehr Alte und Abgespannte: ein Reservoir, ein Trost, ein Frühling mit Zukunft.

PETER RICHTER

Das Sanatorium steht jeden Samstag zur geführten Besichtigung offen.